

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

89] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von Alfred Heuter

Von Gold und Juwelen schimmernd, kamen die Aufzüge nacheinander vorüber. Bischofsstäbe, Mitren, Tiaren stießen zwischen den Bajonetten der Soldaten und den Standarten der Pilger aneinander. Es sah eher wie ein Barbareneinfall, als wie eine kirchliche Prozession aus, und die auf die Dächer geflüchteten Einwohner betrachteten sich von dort aus das Schauspiel, nachdem sie vorher Fenster und Türen, wie zur Zeit eines Gemepels, verrammelt hatten.

Da niemand vor dem bescheidenen Leichenzug ohne Prunk und ohne Waffen Platz machte, und die weiße Bahre in Gefahr war, zwischen den drängenden Pilgerzügen umgeworfen zu werden, fingen die Träger an zu rufen:

„Platz! Platz für den Tod!“

„Der Tod? Wer spricht vom Tod in dieser glückseligen Geburtsnacht?“ Und die Züge halten; hoch in der Luft neigen sich, ehrfurchtsvoll grüßend, die Kreuze, stumm drücken sich die Pilger gegen die Mauern.

„Platz für den Tod!“

Und die Bahre zieht vorüber.

Viele Mönche haben den Abtrünnigen erkannt; aber Achtung vor dem Tode bannt das Anathema auf ihren Lippen und besänftigt den Haß in ihren Blicken.

Dann ordnen sich die Prozessionen wieder, die Vitaneien beginnen aufs neue, die Rauchfässer dampfen; und der kleine Leichenzug zieht dahin unter dem Rauch der Kerzen, Fackeln und Myrrhe, gefolgt von magierähnlichen abessinischen Popen, galiläischen, madonnenhaften Weibern und weißbärtigen, den Königen aus dem Morgenlande gleichenden Greisen.

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!“ schmetterten die Vorsänger.

Und die Chorknaben wiederholten inbrünstig:

„Friede auf Erden! Friede auf Erden!“

Friede senkt sich auch auf Elias herab, ein sanfter, dufziger, strahlender Friede, wie aus Sternensflimmer gewebt und auch in seinem Herzen jubeln Engelstimmen:

„Friede auf Erden! Friede auf Erden!“

Man hatte die Stadt verlassen. Um einen Umweg zu vermeiden, bog die Bahre von der Landstraße ab und durchquerte die Weideplätze, auf denen, wie einst, Hirten ihre Herden hüteten.

Elias schritt über die weiche, rote Erde, wo er mit jedem Schritte Asphodelen und Bethlehemsterne zertrat.

In der Ferne hörte man noch immer das Myrie eleison und Halleluja der Pilger, und über der schwarzen Menschenflut sah man durch den bläulichen Weihrauchschleier die silbernen Hellebarden, die goldenen Mitren und die kostbaren Steine der Kreuze aufblitzen.

Dann tauchte man ganz und gar in das schweigende Feld hinab.

Von dieser lauen, balsamischen Nacht berauscht vergaßen die arabischen Träger ganz, daß sie eine tote trugen, und trällerten, die Bahre leise schaukelnd:

„Lasset ruhen die Schöne.
Ja wirklich, meine Schwestern,
Lasset ruhen, die da schlafen will.“

Da schien es Elias, als wäre Cäcilie nicht tot, sondern nur von einem Zauberschlaf befallen, in dem sie von allem Irdischen allein die Erinnerung an die Stunden der Freude und Liebe bewahrte. Und von demselben Zauber umfungen, träumte er, daß nun ihre Seelen, in höchster Eintracht umschlungen, noch einmal die Etappen ihres gemeinsamen Glückes durchschritten.

Er sah sie wieder in der Laube des Spitals; Sonnenschein lag auf ihren Händen und der Himmel in ihren Augen; sie flocht Dornenzweige und er nagelte Kreuze, während zwischen ihren Köpfen eine Passionsblumenranke zitterte und die kleine Beduinensflöte in ihren Herzen ein rätselhaftes Sehnen hervorrief. . . . Dann dachte er an das galiläische Land. Sie

ritten zwischen Gräsern und Blumen dahin. Die Mästern der Pferde dampften; ihr gelbseidenes Reitleid legte über das Getreide, und ihr blauer Schleier wallte wie ein leichtes Rauchwölkchen über der Flur.

Deutlich sah er sie vor sich, wie sie am See Tiberias stand, und ein überirdischer Glanz sich auf ihrem erstaunten, süßen Antlitz ausbreitete; dann, wie sie sich in Baalbeck furchtlos und zitternd auf seinen Arm stützte, wie sie im Libanon gleich einer syrischen Prinzessin ritt; wie sie in Byblos ganz in Blumen vergraben lag und ihre langen, goldenen Flechten in die heilige Quelle tauchten.

Er sah sie wieder, wie sie am Tage von Zionas Taufe auf dem Hügel unter der hundertjährigen Zeder saß, deren Nadeln auf ihren blonden Scheitel und ihr malvenfarbiges Kleid fielen. An der Tür des armenischen Klosters brannte eine Lampe vor einem abgekehrten Christusbilde und ein kleiner Mönch, dessen blutrote Lippen vor Sehnsucht nach dem Leben lechzten und dessen Augen wie Liebesfackeln glühten, verschlang sie mit den Blicken.

Dann . . . nichts mehr.

„Lasset ruhen die Schöne . . .“

begannen wieder die Träger.

Der Zauber war gebrochen. Cäcilie machte sich von ihm los und fiel in den Sarg zurück. . . .

„Ja,“ dachte Elias, „lasset sie ruhen, denn sie ist wirklich tot.“

Doch seine Gedanken setzten den Weg der Erinnerungen fort.

Aber nein, es ging nicht mehr; die Begeisterung seiner Sinne war erloschen, der Schwung seines Herzens geknickt, und seine in heidnischem Lande erblühte Liebe siechte im Schatten des Kreuzes dahin und erstarrte in der Nähe des Grabes. Den verliebten Ruf seiner begeisterten Seele hatte sie später nur mit einem überlegenen Wort oder einer zurechtweisenden Gebärde beantwortet.

Konnte er ihr deshalb aber zürnen? Trug er nicht selbst die ganze Schuld daran? Warum war er nicht fortgezogen, da er doch die Gefährlichkeit ihrer Umgebung erkannt hatte? Warum hatte er sie gezwungen, in dieser verwüsteten und doch erhabenen Stadt zu bleiben, die in ihr die zärtlichen Regungen erstikte, in ihm dagegen das Sehnen des Geistes erhöhte, die Lust am Leben entwickelte. Warum war er nicht, so lange es noch Zeit war, nach dem Libanon oder nach Frankreich zurückgekehrt? Gesah es nicht nur deshalb, weil er selbst von einer seltsamen Reizung, einer heidnischen Beherzung ergriffen war? Astaroth und Moab hatten ihn bezaubert, oder war es nicht vielmehr ganz einfach Astar gewesen? Hätte er nicht doch seinen Gelehrtenruhm (der ach! so eitel ist) und seine Abenteuerlust dem Frieden seines Herdes opfern sollen?

Vielleicht hatte er sich auch nicht tief genug zu ihr herabgeneigt. Wer weiß! Auch sie hatte wohl gemeint, ebenso wie er; vielleicht auch sie unter Einsamkeit und Liebessehnsucht und Enttäuschungen gelitten und die Hände nach einer anderen Liebe ausgestreckt. Konnte er ihr als Verbrechen anrechnen, daß sie anders fühlte, glaubte und liebte als er? Ihr hatte er Mangel an Verständnis und Wärme vorgeworfen. Aber wie oft hatte er selbst sie durch seine sinnlichen Begierden abgestoßen, wie oft sie in ihren Ueberzeugungen, ihren Gefühlen, ihren Genömhkeiten, ihrem Glauben, kurzum in all dem verlegt, worin sie nach einer anderen Rasse artete, die sich, ach! so instinktiv feindselig gegen die seinige verhielt.

So hatten sie beide gleichmäßig gelitten, ohne daß es ihnen gelungen wäre, die Bürde ihres Lebens einander tragen zu helfen.

„Verzeihe mir, Cäcilie, verzeihe mir und möge die Erde Dir leicht sein!“ sagte Elias.

Auf das weiße Bahrtuch warf er Hände voll Krokus und Bethlehemsterne.

Ueber ihnen erglänzte Jerusalem in der hellen Dämmerung wie eine Zauberstadt des Friedens und der Warmherzigkeit.

3.

Am Tage nach dem Begräbnis auf dem protestantischen Kirchhof, der dies Mal mit Anemonen und Asphodelen übersät war, holte Elias seine Tochter nach Hause zurück.

Für sie beide begann nun ein neues Leben in dem alten saragenischen Hause und der toten Oberstadt.

Von Cäcilie blieb nichts mehr übrig. Die Strickzeuge, die Bibeln, die Evangelienverse verschloß Elias in den unteren Gemächern und in dem Zimmer der Verstorbenen; für sich und Ziona behielt er nur die Terrassen, wo sie die Abende verträumten, und die Muscharabizimmer, wo sie die Tage verschliefen.

Die Wohnung des Agha hatte schnell wieder ihr altes Aussehen angenommen. Geranium, Königskraut und Rosmarin blühten in den Hängegärten. Am Jasmin und den Rimperneln der Treppengeländer balsamierte man sich die Hände ein, und auf dem großen Hof, den niemand mehr betrat, rankten sich Binden um die Gelenke der Spannetten, Jioj lockerte die Fliesen und Gipskraut zernagte den Mörtel der Mauern.

Noch nie war der Frühling so frühzeitig und so üppig gewesen. Selbst das graue Zion schien davon ganz verzüngt zu sein, und auch Elias verwandelte die Verjüngung dergestalt, daß er sich mit schwermütiger Rührung fragte, wie ein Wesen, das doch einst einen so großen Platz in seinem Leben einnahm, in so kurzer Zeit ganz aus seinem Herzen hatte verschwinden können.

Es war, als habe die Lote alle Bitterkeiten und Leiden mit sich fortgenommen.

Der Friede der heiligen Nacht fuhr fort, ihn mit seinem wohlthuenden Segen zu erfüllen, er fühlte sich freier im Gemüt, Geist und Körper wurden wieder frischer und unter seinen schneeweißen Haaren strahlte sein Antlitz von der Heiterkeit, mit der man vergangener Leiden gedenkt.

Dazu kam noch, daß jemand ihn liebte, daß jemand ihn verstand, daß jemand der Spiegel seiner Gedanken, die klingende Harfe seiner Gefühle war. Seine ganze, seit so langer Zeit zurückgedrängte Zärtlichkeit, all sein in den geheimsten Falten des Herzens aufgespeichertes Mitteilungsbedürfnis und alle getäuschten Hoffnungen übertrug er jetzt auf seine zwölfjährige Tochter, und zwar in um so innigerer, wenn auch gemilderter Weise, als er sich heimlich Gewissensbisse machte, so spät erst gewürdigt zu haben, was er in ihr besaß.

Sie verließen einander nicht mehr. Von der übrigen Welt wollten sie nichts wissen. Sie ging weder zur Schule noch in die Kirche. Ihr Vater lehrte sie das Leben durch die Betrachtung des Vergänglichsten und Frömmigkeit durch die Berührung mit dem Elend. Er weckte auch ihr Verständnis für das innerste Wesen der Dinge, für den Zauber des Schweigens, die Symphonie der Farben, den Stolz der Gebärde, die Poesie des Duftes und die Armut des Traumes.

Oft gingen sie morgens Hand in Hand aus, sie in ihrem Trauerkleide, er mit einer wehenden Florsschleife an seinem weißen Mantel, um am Fassatore den einziehenden Frühling zu beobachten. Seine duftenden Kinder kamen von den Weideplätzen Bethlehems, von den Gärten Salomos, aus dem Terebintental von St. Johann in der Wüste, von Hebron, von Emmaus, von Colonia, von Bethel, von Rama; sie kamen von Ephraim und Judäa, auf den Köpfen der Frauen und Mädchen thronend und auf dem Rücken geduldiger Eselinnen ausgebreitet.

Vom Morgentau glitzernd und vom Morgenrot überhaucht, erwarteten diese Frühlingsboten auf dem Platze außerhalb der Mauern das Dessinen der Stadt.

Endlich öffneten die türkischen Soldaten die eisenbeschlagenen Torflügel; und unter der Last ihrer Blumenlächelnd, zogen die Frauen mit gekrümmtem Rücken und gebeugtem Nacken ein. Als Zoll warfen sie im Vorbeigehen den wachhabenden Soldaten ein duftendes Sträußchen zu.

Von den Wällen bis in die hintersten Läden in den engen Straßen der Davidsstadt und des Christenviertels war alles nur ein Meer von Blumen, ein einziger, beweglicher und schillernder Garten, der nach den taktmäßigen Bewegungen der schönen Trägerinnen wogte.

Dann senkten sich die Beete. Längs der Mauern kauern, breiteten die Araber den Inhalt ihrer duftigen Körbe aus, und Jerusalem eilte herbei, um einen Anteil an Frühling und Blumen einzuhandeln. Und immer noch Blumen und wieder Blumen. Jetzt kommen die Eselstüllen an die Reihe. Diese hier verschwinden unter einem grünen Maismantel mit seidenen Büscheln, jene dort sind so mit Rosen beladen, daß sie beim Kopfwenden davon fressen könnten; hier sieht man die Schmetterlingsflügel der blauen Lilien, die rosigen Fächer der Krokus, die schwarzen Scepter der Anemonen; dort stehen

Tulpen, stolz wie goldene Lampen, Oleander, heiter wie Freuden-glöckchen, „Agoniotropfen“ rot wie göttliches Blut, Ranunkeln mit Taubenfüßchen, weiß und strahlend der „Stern der Magier“, und gelblich, wie aus Wachs gegossen, die großen „Königskerzen“.

Und Elias und Ziona nahmen Arme voll mit, um ihre Terrasse zu schmücken.

Oder sie gingen noch weiter hinaus nach dem Moghrebitore, dem verfallenen und niedrigsten aller Tore. Dort ging nicht einmal das Vieh hindurch; nur die Frauen von Bethphage und Siloa, die in Schläuchen ihr Quellwasser oder in Amphoren ihre Ziegenmilch zur Stadt brachten, benutzten es. Aber am besten gefiel es Ziona in der dunklen, geheimnisvollen Beleuchtung der Bazare, die ihre orientalische Phantasie mit Märchen bevölkerte.

Auf dem fest gestampften Lehmfußboden klangen ihre Schritte so gedämpft, als ob sie auf Tierfellen gingen.

Zur Linken wie zur Rechten reichten sich Läden an Läden, Höhlen, die mit blauen Schattten und schwarzen Ungeheuern angefüllt waren. Im Saß der Färber kochten blutbesudelte Menschenfresser allerlei Dinge, die bald schlaff, bald aufgebläht wie Kinderleiber ausjahren. Weiter unten hockten auf einer Matte unheimliche Gestalten, die ein graufiges Glucksen ausstießen, bei dem schlangenhähnliche Gebilde zu tanzen angingen, während kleine Teufelchen mit blendend weißen Zähnen Getränke von höllischer Schwärze einschanten und in der flachen Hand glühende Kohlen trugen.

Noch etwas weiter schmiedeten Vulkanen mit einem leuchtenden Auge auf der Stirn Lampen, Dolche und Armspangen, und im Gewürz- und Essenzen-Saß verkauften Männer mit Wachsmasken vor dem Gesicht dicht verschleierte Frauen seltsame Liebestränke und Liebesgifte.

Voller Furcht und Entzücken schmiegte sich Ziona schmeichelnd an ihren Vater, der ebenfalls an solchen phantastischen Bildern eine kindliche Freude hatte.

Nast immer gingen sie durch die unteren Gäßchen bis zur Seifenmühle, wo in dem finsternen Loch das alte, blinde Kamel das Göpelkreuz drehte. Ziona bebte vor Mitleid mit dem armen Tier, Elias aber dachte, während er mit nachdenklichen Blicken das Tier verfolgte:

„Das Kreuz, welches ich getragen habe, scheuert mir die Schulter nicht mehr wund.“

Durch ruhige Straßen und steile Gäßchen, die in den Himmel zu klettern schienen, kehrten sie heim.

Schon hatten die Frauen mit ihren Blumen den Markt verlassen, aber noch trat der Fuß auf Blütenblätter, und Jerusalem hielt seine Mittagsruhe in dem schwülen Duft der absterbenden Frühlingsboten.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

ek. Das Kiffen. Sie hatten immer in bescheidenen Verhältnissen gelebt, nie anders, als in Hinterhäusern eine kleine Wohnung gehabt. Das war auch gar nicht anders möglich gewesen. Eine sechsköpfige Familie durchzubringen, ist keine Kleinigkeit, wenn man bloß keiner Kontorist ist. Und weiter hatte es der Mann nicht bringen können, trotz aller Bemühungen.

Darüber waren die Jahre hingegangen.

Die Jungen, na die halfen sich schon allein durch.

Die einzige Tochter blieb der Mutter zur Hand. Sie war ihre treue Stütze im Haushalt, griff an, wo was anzugreifen war und scheute sich vor keiner noch so „groben“ Arbeit.

Eigentlich aber steckte in ihr was Besseres. Sie hätte sich gern mit künstlerischen Dingen beschäftigt, aber hierzu hatte es immer an dem nötigen „Kleingeld“ gefehlt. Doch wo solch ein Sinn vorhanden ist, pflegt er sich trotz aller Hemmnisse hervorzudrängen. Und so war es auch bei Elsa. Endlich hatte sie ihr „Talent“ entdeckt. Sie warf sich auf die Stiderei. Was in der elterlichen Verkaufung an solchen Säckelchen vorhanden war, hatte sie in ihren freien Stunden angefertigt. Das puhte jetzt die Wohnstube mit ihrem alten gebrechlich gewordenen Möbelkram. Jeder, der zu Besuch kam, mußte die Arbeiten bewundern. Elsas Mutter besonders tat es allen zudor. „Nicht wahr, großartig! Elsa ist eine Künstlerin. Was sie macht, kann keine,“ sagte sie ein über das andere Mal. Es schmeichelte ihr, wenn ihre Worte allerseits Verträglichung fanden. Natürlich wollten nun sämtliche Tanten ähnliche Sachen haben und Elsa hatte bald alle Hände voll zu tun. Gewinn aus ihrer Beschäftigung zu schlagen ging doch aber nicht an. Was hätten dann die Verwandten gesagt! Und wenn man auch vom magern Wirtschaftsgelde das oft kostspielige Material mit größter

Mäh' und Not bestreiten mußte, niemals durften die Beschenkten es merken. Für eigene Arbeiten fiel dabei wenig Zeit und noch weniger Geld ab. Dennoch war Elsas geheimer Ehrgeiz darauf gerichtet, ein neues Erzeugnis ihrer Kunstgeübten Finger zu vollbringen, das nur ihr allein gehören und zugleich alles bisher geleistete verdunkeln sollte. Die Mutter durfte davon wissen, denn sie mußte ja Rat schaffen, wie und auf welche Art das für diese Stückerlei wirklich sehr kostbare Rohmaterial herbeikäme. Der Vater hatte schon manchmal über die Zimmertungen, die an sein Portemonnaie gestellt wurden, besorgte Anmerkungen getan; allein die Mutter wußte ihm mit dem Hinweis auf Elsas Talent, dem man nicht wehren dürfe, zu begegnen. Er seufzte und zahlte wieder.

Endlich war der letzte Radelstich getan. Elsa empfand unbändigen Stolz über die gelungene Arbeit. Es war ein Sofa, dessen von wunderbarer Schönheit. Zwei Goldfasanen, ausgeführt mit einer die Natur täuschenden Vollendung, ergingen sich in einem exotischen Blumengelande. Wer das Kissen in Augenschein nahm, war einfach entzückt. Niemals hätten sie dergleichen gesehen, riefen die Tanten. Das Wunderwerk müsse in einer kunstgewerblichen Ausstellung dem Urteil des Publikums zugänglich gemacht werden, die Kunstkritik werde davon Notiz nehmen, Elsas Zukunft sei dann gesichert usw. Nichtig wanderte das Kissen in das Schaufenster eines Bilderrahmen- und Antiquitätenhändlers, wo es während einiger Tage die Aufmerksamkeit aller Passanten festhielt. Damit schien es freilich sein Bestehen haben zu sollen. Aber was wäre ein solches Prachtstück nütze, wenn es wo in einem Schrank unbeachtet herumläge! Allein auf einem Sofa im modernen Jugendstil würde es zu voller Geltung gelangen! Doch woher dies Möbelstück nehmen — denn das alte Sofa war wirklich zu schäbig. Man hielt Familienrat. Alle Tanten waren darüber einig, daß zu dem Kissen ein neues Sofa höchst notwendig sei. Elsas Mutter befand ähnlich. Der Vater wollte aber nicht den Wünschen gefügig sein. Es koste Geld, und das hätte er nicht. Schließlich legte sich Elsa bei ihm aufs Schmeicheln und Bitten. Da konnte er denn nicht länger widerstreben, ging zu einem Möbelhändler und bestellte das Sofa in Ausführung nach vorgelegter Zeichnung auf Rump. Bald zierte es an Stelle des altmodischen Universalsofas, das nunmehr in die Küche gebracht worden war, die Stube. Und obendrauf prangte im Farbenschmelz der Goldfasanen und Drusselarbeiten das Fasanenstückerlei. Es war ein Prachtstück! Niemand wagte sich auf das Sofa zu setzen, so kostbar erschien es allen. Das Familienhaupt, wenn es müde vom Bureaudienste heimkam, hatte sonst auf dem alten lieben Dinge seinen Ehrenplatz gehabt. Jetzt drückte er sich seufzend in einem harten Hofsstuhl und dachte mit stiller Sorge an den näher und näher rückenden Termin, an dem der Möbelhändler sein Geld wollte. Nein, ihm bereitete das neue Sofa, so vornehm es sich mit dem goldschimmernden Kissen ausnahm, keine Freude.

Dennoch schien es Glück ins Haus zu bringen. Ja wahrhaftig, so schien es. Damals in der Ausstellung hatte das Kissen auch einen enthusiastischen Lobredner gefunden. Es war, so sagte man, ein reicher Baron, der aus lauter Langweile in verschiedenen Kunststücken dilettierte. Er malte, sang und spielte Klavier. Der Mann gab sich sehr vornehm, kein Zweifel, er mußte vermögend sein. Man war daher rein weg vor Glück, als er sich Elsa als Bewunderer näherte. Von da bis zum Anbeter war nun nicht weit. Bald schmeichelte sich die Mutter mit der Hoffnung, daß Elsa und der Baron ein Paar würden. Und die Tanten tuschelten ähnliches. Elsa war glücklich in diesem Gedanken. Wenn aber der Baron an das Mädchen gefesselt werden sollte, so mußte man auch tun, als ob man etwas übrig hätte. Da war nun klar, daß das neue Sofa allein nicht genüge. Es stäche wirklich zu auffällig gegen das andere „Gerümpel“ ab. Es ginge nun nicht mehr anders: auch dieses mußte nun stilvollen Stücken, als da sind: Büfett, Polsterstühle, Schränke, Tische, Rippfächer aller Art über kurz oder lang Platz machen. Ein Pianino gehörte selbstverständlich dazu; der Baron hatte gewünscht, daß Elsa sich in Spiel und Gesang vervollkomme. Und man durfte sich nun nicht blamieren. Die Sympathie solch vornehmer Herren hängt meistens an einem seidenen Fädchen; man müsse also vorsorgen, daß es nicht reiße. Dahin regelte sich nun aber auch die Toilettenfrage. Unmöglich könne sich Elsa mit dem Baron in ihrer bisherigen Garberobe öffentlich sehen lassen. Eine Komplettierung, die den Ansprüchen der modernsten Pariser oder Wiener Mode Rechnung trage, sei unbedingt in Erwägung zu ziehen. Ueber all dieses waren sich die Tanten mit Elsas Mutter einig. Es galt jetzt den Gatten und Vater dafür zu erwärmen.

Er sträubte sich dagegen mit aller Macht moralischer und wirtschaftlicher Einwände. Schon durch das Sofa wäre er in unnötige Schulden geraten. Nun auch noch die Möbel und die Toiletten für Elsa. Woher sollte er die Mittel nehmen? Es kam zu Szenen zwischen den Eltern. „Elsas Talent ist unser Unglück; das Sofa ist unser Ruin!“ rief der Mann ein über das andere Mal in schmerzlicher Empörung. „Meine Stellung, mein ehrlcher Name steht auf dem Spiel. Eines Tages wird alles offenbar und ein schmachliches Ende sein!“

Elsas Mutter ließ aber nicht locker; auch die Tanten wurden ins Gesecht geschickt: die Sache mit dem Baron sei so sicher wie das Amen in der Kirche, und wenn Elsa erst einmal seine Frau wäre, so würde der reiche, vornehme Mann und Schwiegerjohn die Eltern gewiß nicht in Sorge zurücklassen. Dieser Ansturm verschlechte seine Wirkung nicht. Elsa war ja doch die einzige Tochter, es galt

ihr Glück zu besorgen, und so willigte der Vater in alles. Stille um Stille kamen die Möbel herbei. Bald erscholl die Stube von Elsas Gesang und Spiel; und schließlich, wenn sie der Vater heimlich betrachtete, sie war doch ein schönes Mädchen. Und der moderne Schnitt ihrer Kleider hob ihre zierliche feine Gestalt. Ja, Elsa war eine Dame, sie paßte nicht für die „grobe Hauswerkerei“, sollte sie auch nicht mehr verrichten, so wollte es die Mutter, und nichts lag ihrem bräutlichen Glücke im Wege.

Dies alles täuschte sich der Vater vor, so oft ihn die Sorgen drückten. Ach, und welche schiveren Sorgen! Er hatte sich in furchtbare Schulden gestürzt. Die Gläubiger mahnten, wurden dringend und dringend. Er wußte nicht, wie ihrer Herr bleiben. Stopfte er mit mühsam erborgtem Gelde ein Loch zu, so riß er zwei andere auf. Längst hatte er den Abendhappen im Kreise seiner Kollegen siffiert. Dafür plagte er sich in seinen Freizeiten bis spät in die Nacht hinein mit Privatarbeiten, die er auf sich genommen hatte, um noch ein Weniges zu seinem spärlichen Einkommen hinzuzufügen. Nur nicht müde, nur nicht gränlich werden, sagte er sich, wenn ihm ein lauterer Blick der Frau oder gar ein besorgtes Wort der Tochter berührte.

Aber tiefer und tiefer fraß die Kimmernis an seiner Seele. Wenn er, so hieß es Mal für Mal, bis zum nächsten Fälligkeitstermin nicht zahlte, so stehe ihm Klage und Pfändung bevor. Nein, nur das nicht! Aber wie denn anders seine Verpflichtungen erfüllen? Seine Bekannten, die ihm früher bereitwillig ausgeholfen hatten, ließen ihn nun mit achselzuckendem Bedauern stehen, keiner mochte ihm mehr beistimmen. Wozu hätte er sich auch so unförmig in Schulden hineingeritten? Mit dem Baron, das sei doch auch bloß so so, und wie würde das Ende sein?

Doch was konnten ihm noch solche Zweifel frommen! Wohl sagte er sich, daß seine Liebe zu weit gegangen, ja daß er leichtsinnig gehandelt hatte. Er fühlte sich nicht frei von jeglicher Selbstverschuldung. Komme nun, was kommen mag, aber den Ruin des lieben äußerlichen Scheines wegen um jeden Preis aufzuhalten: das erschien ihm nunmehr als die wichtigste Aufgabe seiner ferneren Lebenslage. Um jeden Preis!

Wenige Monate später las jeder, der lesen mochte, in den Zeitungen die Kunde von der Verhaftung des Buchhalters Grünberg im Kontor der Firma Hartig u. Co. wegen unredlicher Buchführung und Unterschlagung geschäftlicher Gelder. Zwar war es nur ein lächerlich kleiner Betrag in Ansehung der Riesensummen, die Grünberg täglich zu verbuchen gehabt hatte, trotz seiner unauskömmlichen Besoldung. Aber er war den Chefs längst im Wege, weil er über die Jahre höchster Leistungsfähigkeit hinaus war. Ihnen kam dies geringfügige Vergehen gerade recht, um dem gealterten Manne die Tür ihres Geschäfts zu weisen und dafür die Pforte des Gesängnisses zu öffnen.

ch. Auf der Flucht. Unter den Schilderungen der Augenzeugen, die jetzt von dem Unglück in San Francisco bekannt werden, ist wohl eine der ergreifendsten der Bericht, den die Schriftstellerin Helen Dare von Stockton aus dem „New York American“ telegraphierte. „Niemand, der es nicht gesehen hat, kann sich den Schrecken und die mitläuternde Hilflosigkeit menschlicher Schwäche den zerstörenden Naturgewalten gegenüber vorstellen. Wir schrien einander zu, so angstvoll, wie wenn der Untergang der Welt herangekommen wäre. Die Schwankungen der Erde pflanzten sich nacheinander von Norden nach Süden fort und verstärkten die Stöße zu einer verwirrenden und trankmachenden Bewegung. Als ich aus dem Schlafe aufwachte, war ich mir nur eines furchtbaren Angstgefühls bewußt, ohne zu wissen warum. Dann empfand ich ein schreckliches und andauerndes Hin- und Herschwanke des Bettes, des Bodens und der Wände, die Möbel waren durcheinandergewürfelt, und ich hörte das Getöse von krachenden Schornsteinen, fallenden Mauern, zerbrechendem Glas und die gellenden Schreie von Frauen und Kindern. Wie durch einen plötzlichen Schlag fühlte ich das Bett, von Norden her durch einen schweren Stoß erschüttert, gewaltsam in die Höhe gehoben. Ich sprang hinaus auf den ebenfalls emporschießenden Fußboden und versuchte dort festzuhalten; aber die gegenüberliegende Wand schien vor mir zurückzuweichen, der Boden schwankte wie ein leichtes Boot im Sturme hin und her; es deutete mir, als ob es kein Ende nähme, und doch hörte ich nachher, daß es nur zwei Minuten gedauert hätte. Mein kleiner Junge kam in mein Zimmer gelaufen. Wir umfaßten einander mit den Armen und standen dann in dem Hausflur, ohne zu wissen, was mit uns geschehen würde und was wir tun sollten. Mit einem immer schwächer werdenden Zittern gleich einem ersterbenden Seufzer sank die emporgeschlechte Erde wieder in Ruhe zurück. Wir zogen uns an und tasteten uns durch zerbrochene Möbel und Glascherben hindurch in der Dunkelheit mühsam hinaus auf die Straße. Da wimmelte es von unbekleideten Menschen, die in hilfloser Panik hin- und herliefen. Ich sah eine junge Mutter, nur in ihr Nachigewand gehüllt, die mit dem leichten Reinen ihr schlafendes Kind umhüllt hatte, das sie in ihren Armen trug, ganz vergessend, daß sie sich selbst entblöhte. Ihre Menschenwärme kletterten die Hügel hinan, da sie eine neue Erdschütterung fürchteten. Die Bai erglänzte im hellen Morgenlicht, und die großen Gasbehälter am Wasser standen in lodern den Flammen. Viele Leute, die von der Größe des Unglücks noch keine Ahnung hatten, meinten, eine Gasexplosion habe die Zerstörung verursacht. Ich wanderte weiter und fand in jedem neuen Viertel immer furchtbarere Szenen und grauenvollere Bilder. Überall starre Verwüstung, Chaos und Grauen um uns, als wir uns in der Mitte der

Straße zwischen den Massen mühsam einen Weg suchten. Wagen und Automobile rasten wie wahnsinnig durch die Straßen, aber sie kamen nicht weit, sondern zerschellten an den Trümmern oder stürzten in die Spalten in den Straßen oder mußten anhalten, und die Insassen, bleiche, halbverzagene Frauen, Kletterer heraus und suchten zitternd einen anderen Weg der Rettung. Niemals sind wohl furchtbarer Automobilfabriken unternommen worden als diese Fluchtversuche der Millionäre, die gipfelnhaft daherkamen in dem blauen Morgenlicht, das von der dunklen Luft des sich ausbreitenden Feuers überstrahlt wurde. Ich sah eine Dame, ihr Kind auf dem Arm, wie sie barfuß, ein Kimono über das Nachtwand geworfen, von dem marmornen Portal ihres Hauses herabstieg, vor dem ein Automobil auf sie wartete. Von Leabentworth konnte man auf die Stadt herabsehen, ein wilder, schrecklicher Anblick. Große Rauchwolken stiegen überall empor, und aus dem schwellenden Dampf, der dunkel emporquoll, schossen die roten Feuerzungen. Ich konnte das Dröhnen und Krachen des Feuers hören und fühlte selbst in dieser Entfernung die Hitze auf meiner Wange. Glühende Kohlenstücke und heiße Asche fielen um mich nieder. Da sagte mein kleiner Junge meine Hand und sagte ruhig: „Wir wollen nach Hause gehen, Mama. Ich möchte mein Frühstück.“ Und ich wußte nicht, wo ich Sicherheit suchen sollte! Dicht geballte Menschenmengen drängten aus der Stadt heraus ins Freie, Ströme armer Leute kamen die Straßen herab, kleine Bündel mit ihren Habseligkeiten tragend. Ich sah Wagen, von Menschen gezogen, beladen mit Frauen, Kindern und Betten. Das dumpfe Dröhnen von Dynamitexplosionen drang ab und zu an mein Ohr.“

Kunst.

Die diesjährige Ausstellung der Berliner Sezession, die vom Dienstag ab für das Publikum geöffnet ist, war am Montag zum erstenmal der Presse zugänglich. Im allgemeinen ist der Charakter der Ausstellung der gleiche wie in den Vorjahren, besondere Ueberraschungen werden nicht geboten. Es begegnen immer wieder dieselben Namen; aus der Berliner Gruppe Corinth, Liebermann, Hofmann, Leistikow, Stebogat, Valmschel, aus der Münchener vornehmlich Habermann, Stud. So kommt man beinahe zu der Ueberzeugung, daß hinter dieser schon sechsfach gewordenen Generation, deren Charakter fest ausgeprägt ist, eine neue jüngere im Emporkommen begriffen sein muß, die hier nicht zu Wort kommt. So, wie die Ausstellung ist, könnte sie ohne viel Aenderung in den Rahmen der Großen Ausstellung am Lehrter Bahnhof eingefügt werden.

Um das Gesamtbild ein wenig aufzufrischen, hat man sich jüngere Maler aus Paris verschrieben, deren künstlicher Primitivismus, deren technische Klugelei nicht sonderlich erfreulich wirkt. Sie bieten nichts Ueberraschendes.

Sogar öffentliche und private Sammlungen mußten herhalten, die Läden durch Herleihen von Gemälden zu füllen.

Ein schneller Rundgang zeigt Folgendes: Im Saal I, Landschaften und Porträts des Norwegers Munch, um ihres dekorativen Wertes interessant; Munch ist ein Künstler, der eine eigene Sache redet und selbst da, wo er sich allzusehr ins Extravagante veriert, bleibt er beachtenswert, weil er aufrichtig ist. Zudem hat er, was vielen fehlt, urwüchsiges Temperament. Saal II zeigt einige feingestimmte Landschaften von Kaldreuth. Im nächsten Saal überwiegt Trübner mit einer Auswahl älterer und neuerer Arbeiten, Landschaften und Porträts, die aber keine neue Seite des Künstlers zeigen. Saal IV ist Herr J. C. E. E. Venepoel gewidmet. Bilder von momentaner Leichtigkeit der Auffassung; die Absichten der modernen pariserischen Zeichnung, der Karikatur, für das Bild verwertet. Daneben im Ton sehr schöne, ruhige Bildnisse. Landschaften von prideindem Keiz. Der anstößende Saal gehört der jüngeren französischen Malerschule, mit großen, dekorativen Entwürfen. Saal VI gibt Liebermann Gelegenheit, einige seine Porträts zu zeigen. Besonders Interesse wird das Bild „Leo XIII. segnet die fremden Pilger“ in Anspruch nehmen. Neben Liebermann sehen wir Rud. von Hofmann mit phantastischen Entwürfen in der von ihm bekannten farbigen Art. Die französischen Neo-Impressionisten, denen sich der englischer pointillistische Manier arbeitende E. Hermann zugesellt, füllen den folgenden Saal. Durch die primitiv hingeworfenen Farben ist der Gesamteindruck ein bunter, aber im einzelnen kommen die Künstler nicht über eine gewisse Kleinlichkeit hinaus. Saal VIII gehört den Münchenern, vornehmlich Stud und Habermann, von dem gute, alte Porträts zu sehen sind.

In dem großen Mittelsaal fallen Bilder, namentlich Landschaften, des Stuttgarters Pantol auf. An Pastellen sieht man gute Bildnisse. —

Physikalisches.

en. Curie und seine Nachfolger. Der Entdecker des Radiums ist tot und hat im Kreise der Naturforscher ersten Ranges eine Lücke zurückgelassen, die zunächst nicht ausgefüllt werden wird. Ein Mann von außerordentlichem Sinnen und einer schier beispiellosen Bescheidenheit und Uneigennützigkeit ist mit Professor Curie dahingegangen. Dieser Mann, der mit seiner Frau zusammen unter den schwierigsten Umständen und mit den primitivsten Mitteln eine Entdeckung von unwägbare Tragweite gemacht hat, gab die vielen Tausende des Nobel-Preises fast bis auf die letzte Krone für seine weiteren wissenschaftlichen Untersuchungen aus. Curie hinter-

läßt seinen Fachgenossen im Arbeitsfeld der Physik und Chemie eine umfangreiche, aber schwierige Erbschaft. Seit der Entdeckung der Körperstrahlen wanken die Grundbesten der Naturanschauung. Schon aber sind ansehnliche Blöcke zur Schaffung eines neuen Fundaments herangebracht worden. Dennoch ist nicht zu verkennen, daß die Radiumforschung und ihre Geschwister sich noch in einem ziemlich verworrenen Zustand befinden und auch noch keine Aussicht haben, sich bald daraus zu befreien. Man braucht nur die physikalischen Zeitschriften zu verfolgen, um sich von dieser Tatsache zu überzeugen. Zum Beweis soll im folgenden eine Probe gegeben werden: Neben dem Radium unterscheidet man bekanntlich noch eine Reihe anderer strahlender Elemente. Damit die Sache aber erst recht verwickelt werde, sendet jedes dieser Elemente noch verschiedene Arten von Strahlen aus. Der erste strahlende Körper, den Frau Curie, die treue Mitarbeiterin ihres Gatten, entdeckte, war das Polonium, ein bisher unbekannt gewesener Stoff, der seinen Namen nach der polnischen Abstammung von Frau Curie erhielt. Dies Element ist bis auf den heutigen Tag höchst rätselhaft geblieben, obgleich gerade die letzte Zeit seine Geheimnisse etwas mehr aufgeheilt hat. Frau Curie selbst hat eine wichtige Arbeit über die Beziehung des Polonium zu dem von Professor Wardlaw aus strahlenden Bismutsalzen gewonnenen Radiumtellurium veröffentlicht und darin festgestellt, daß der Zerfall beider Körper in gleicher Weise vor sich geht. Bei beiden vermindert sich die Strahlungsfähigkeit in etwa 140 Tagen auf die Hälfte ihrer Stärke. Danach ist anzunehmen, daß beide Stoffe identisch sind. Professor Giesel, einer der hervorragendsten deutschen Vertreter der Radiumforschung, hat nun aber mittlerweile ein Beta-Polonium unterschieden, das eine andere Strahlengattung als das ältere Polonium oder Radiumtellurium ausstrahlt, nämlich statt Alphastrahlen die sogenannten Betastrahlen. Außerdem verliert es schon in wenig mehr als 6 Tagen die Hälfte seiner strahlenden Energie. Die Arbeiten der Wiener Forscher Meyer und v. Schweidler haben dazu beigetragen, die Mannigfaltigkeit der Radiumforschung noch bedeutend zu vergrößern, indem sie ein strahlendes Bismut erhalten haben, das sie als eine Mischung von Radium D, Radium E und Radium F auffassen. Frau Curie hat gemeint, daß das Polonium möglicherweise mit Radium F identisch sein könnte. Vorläufig hätte man also bereits sechs verschiedene Sorten von Radium zu trennen. Daß man einstweilen kaum irgend eine Gesehmäßigkeit bei den strahlenden Körpern feststellen kann, lehren weitere Veröffentlichungen über Actinium, strahlendes Thorium und Emanium. Giesel hat bei dem von ihm gefundenen Emanium beobachtet, daß seine strahlende Tätigkeit nicht abnimmt, sondern wenigstens im Lauf eines halben Jahres dauernd wächst. Eine ähnliche Eigenschaft ist auch beim Actinium ermittelt worden. —

Humoristisches.

— Ein notwendiges Uebel. „Warum laden Sie denn immer diese alte Unke ein?“

„Ja — sehen Sie ... Sie wissen doch, wir haben einen Literatursalon, bei uns verkehren die modernsten Dichter! Na, und die alte Dame ist die einzige bei uns, die von jedem Dichter etwas gelesen hat.“ —

— Aus einem Gendarmenbericht. „Was das Bedürfnis des Branntweinschankes anbelangt, so wird dieser Schand von hier befindlichen sieben Wirten nur in einem fast nicht der rede wert stehenden Maße ausgeübt, da die Branntweintrinker infolge der mitemenschlichen Verachtung rapid abgenommen haben. Speziell aber das vom Wittstiller innehabende Gasthaus ist an der Hanigener Straße gelegen, wo viele Touristen verkehren und gilt es als allgemeine Tatsache, daß die in Schweiz gelaufenen Touristen zur Labung immer erst einen Stamper bessern Branntwein zu sich nehmen, ehe sie etwas anderes genießen.“ — (Jugend.)

Notizen.

— Die Deutsche Bibliographische Gesellschaft hält Donnerstag, den 26. April, im Restaurant „Großer Kurfürst“ (Berlin W., Potsdamerbrücke) ihre Jahresversammlung ab. Professor Sauer aus Prag spricht über „Die Zeitschriften Oesterreichs im 19. Jahrhundert.“ —

— „Die Freie Bühne“ hat die von ihr geplante Aufführung des Gulenberg'schen Dramas „Blaubart“ auf den Herbst verschoben. —

— „Unlösbar“, ein neues Schauspiel von Anton Dorn hatte bei der Aufführung im Deutschen Volks-Theater zu Wien lärmenden Erfolg. —

c. Das „Pavilion-Theater“ in London ist in ein „jiddisches“ Theater umgewandelt worden. Das erste, unter außerordentlichem Beifall aufgeführte Stück hieß „Hanneke, die Schneiberin“ und war von S. Feinmann. Es ist die rührende Geschichte von der geheimen Ehe eines reichen Bankiersohnes mit der Tochter eines armen jiddischen Händlers und an tragischen und aufregenden Szenen reich. Mit viel Sorgfalt wurden das seltsame Milieu und die sonderbaren Gewohnheiten des altjiddischen Ritus dargestellt. —

— In Rheinhessen, in der Rheinpfalz und im Westerwald sind Hunderte von Mehen an der Lungenseuche (Lungentum) eingegangen. —